

# **Bericht zu meiner Auslandserfahrung in Jordanien**

Bachelor Orientwissenschaft; Islamwissenschaft  
CNMS, Philipps-Universität Marburg

18.09.2017

Im Rahmen meines Studiums der Orientwissenschaft am CNMS Marburg absolvierte ich einen zehnmonatigen Auslandsaufenthalt in Jordanien. Die gesamten zehn Monate wohnte ich bei einer arabischen Gastfamilie, was die Intensität meiner Auslandserfahrung sehr verstärkte. Insgesamt würde ich das Jahr in Jordanien mit den Worten *bereichernd, intensiv, lehrreich, anstrengend* und *sehr prägend* beschreiben. Anstrengend war es vor allem durch die starke kulturelle Anpassung, die meine Lebenssituation verlangte, und durch die sprachliche Verwirrung, auf die ich noch eingehen werde. Gerade in den ersten Wochen musste ich immer wieder abwägen, wo ich meine Prioritäten setzen möchte, um einerseits von dem Unterricht an der Uni zu profitieren (d.h. um mein Fusha weiterzuentwickeln) und gleichzeitig nicht den Fehler zu begehen, in einem arabischen Land zu leben und mich trotzdem nur mit Hocharabisch zu beschäftigen. Intensiv und lehrreich war die Erfahrung, weil ich über zehn Monate fast pausenlos außerhalb meiner eigenen Kultur und Sprache gelebt habe und sehr darum bemüht war, mich völlig auf dieses neue Umfeld einzulassen. Im Folgenden werde ich vor allem über die Herausforderung des Spracherwerbs und von meinem Leben in der jordanischen Gastfamilie berichten.

### **Sprachliche Verwirrung**

Während meiner Zeit in Jordanien umgab ich mich bewusst wenig mit Personen aus meiner Herkunftskultur – meine deutschen Kommilitonen mit eingeschlossen – und weigerte mich, mit Jordaniern Englisch zu sprechen. Das bedeutete nicht selten, dem wohlgemeinten Versuch der Jordanier, mir sprachlich entgegenzukommen (auf Englisch), freundlich aber hartnäckig zu wehren. Ich konnte bei meiner Ankunft nur wenig Amiyya, da ich die vergangenen zwei Jahre im Arabischunterricht ausschließlich Fusha gelernt hatte. Das Hocharabische ist für die mündliche Verständigung im Nahen Osten allerdings äußerst ungeeignet und führt in der Regel zu amüsierten Blicken und grinsender Faszination und nicht – wie erhofft – zur Kommunikation. Selbstverständlich kommen auch bei der mündlichen Verständigung Ausdrücke oder Abwandlungen aus dem Hocharabischen zum Einsatz, daher werde ich nicht behaupten, die vielen Fusha-Stunden hätten mir zur Auslandsvorbereitung nicht gedient. Im Gegenteil: ich denke, dass Hocharabisch eine wichtige grammatikalische und systematische Grundlage dargestellt, um sich die gesprochenen Dialekten schneller anzueignen. Allerdings sollte jeder, der Arabisch lernt, wissen, dass er sich auf die mühsame Reise begeben hat, *zwei* Sprachen zu lernen: die Hochsprache und das gesprochene Arabisch (um von den vielen verschiedenen Amiyya-Variationen ganz zu schweigen). Das eine ersetzt das andere leider nicht. Außer vielleicht im Falle des inbrünstigen Wissenschaftlers, der den Rückzug ins Kämmerlein mit einem Stapel klassischer arabischer Literatur ausreichend und befriedigend findet – statt in Kairo oder Amman zwischen hupenden Autos und Radiolärm mit Taxifahrern um den Fahrpreis zu feilschen. Um die arabische Welt und ihre Bewohner zu verstehen braucht man wie ich finde beide Sprachen (oder Varietäten) und somit ist man früher oder später gezwungen, sich dem Phänomen der Diglossie zu stellen.

Ich beobachtete, dass man im Laufe des Sprachstudiums Gefahr läuft, einen eher abstrakten, fast realitätsfernen Bezug zu Sprache zu bekommen. Es schleicht sich die Überzeugung ein, dass Sprache durch Pauken am Schreibtisch mithilfe von Vokabellisten und Büchern gelernt wird. Und ehe man sich versieht muss man den arabischen Freunden erklären: „Es tut mir leid, ich habe keine Zeit für dich – ich lerne gerade deine Sprache.“ Dabei ist Sprache doch in erster Linie Kommunikation, also ein wandelbares Mittel zur Verständigung, und erst in zweiter Hinsicht ein durchaus interessantes Phänomen und Studienobjekt. Aus diesem Grund erschien es mir naheliegend, auch die arabische Sprache in direkter Auseinandersetzung mit ihren Sprechern zu lernen. Das war ausschlaggebend für meine Entscheidung, bei Arabern zu wohnen und das Lernen von ihnen zur obersten Priorität zu machen.

Ich habe den Eindruck, dass ich im letzten Jahr in der Hochsprache und im Dialekt stark profitiert habe. Allerdings hat mich der Anspruch, Fusha und Amiyya gleichzeitig zu lernen – und die Erwartung der Dozenten, im Unterricht Fusha zu *sprechen* – gnadenlos überfordert. Oft fühlte ich mich blockiert und bekam keinen vollständigen Satz mehr raus, weil die zwei Sprachen doch zu ähnlich sind, um sie völlig voneinander zu trennen. Schon nach zwei Wochen in meiner Gastfamilie kam es mir unsäglich komisch vor, Hocharabisch zur mündlichen Verständigung zu nutzen. Doch eben das wurde an der Uni von mir erwartet. Der Sinn dahinter bleibt mir etwas schleierhaft, da jeder Araber weiß, dass Fusha eine Schriftsprache (oder genauer: eine Rezitationssprache) ist und für die mündliche Verständigung im Alltag ungeeignet – was die Realität im Nahen Osten sehr schön widerspiegelt.

Während des Unterrichts an der German Jordanian University (GJU) schufen wir im Kreis der deutschen Studenten eine Art Kunstwelt auf Fusha und waren vermutlich sogar ein bisschen stolz auf unser kultiviertes Ausdrucksvermögen ... bis wir das Klassenzimmer verließen und auf jordanische Studenten trafen, mit denen die meisten von uns sich nur auf Englisch verständigen konnten. Das eben geübte Prestige-Arabisch machte uns sprachlos. Ich beobachtete meine Kommilitonen und stellte fest, dass die einen im Unterricht Zurückhaltung übten, die anderen draußen in der echten Welt. Vermutlich aus Angst, in die falsche Sprache zu verfallen. Während man dieses Dilemma mit einem Verweis auf die hohe Komplexität der arabischen Sprache abtun kann, glaube ich, dass man uns mit einer Verdrehung der natürlichen Verhältnisse (Amiyya = mündliche Sprache, Fusha = Schriftsprache) zusätzlich Steine in den Weg gelegt hat. Das Uni-Programm sah für uns zum Teil sehr abenteuerliche Gehirnakrobatik vor, z.B. eine schriftliche Prüfung auf Amiyya und eine mündliche auf Fusha. Ich nehme an, die meisten Jordanier hätte das in große Schwierigkeiten gebracht – insofern können wir stolz auf uns sein.

### **Leben außerhalb der Hauptstadt**

Bei der Anmeldung für das Auslandsjahr hatte ich in erster Linie den Uni-Kurs vor Augen, der gewissermaßen den formalen Rahmen unserer Anreise darstellte. Im Rückblick muss ich gestehen, dass die GJU – so viel ich dort auch gelernt und erlebt habe – nicht der Hauptschauplatz meines Lernens war. Die Erfah-

zung, bei Arabern zu wohnen, bleibende Beziehungen auf Arabisch aufzubauen und direkte Einblicke in die Kultur zu bekommen erweckte mein ganzes Interesse und beanspruchte damit einen Großteil meiner Zeit und Energie. In diesem Bereich konnte ich die eindrucklichsten und wertvollsten Erfahrungen sammeln. Das Privileg, von einer arabischen Familie quasi als Tochter aufgenommen zu werden, erweiterte meinen Horizont um Welten.

Ich hatte mich schon im Vorfeld entschieden, nach Madaba zu ziehen und nicht nach Amman. Zum einen wegen der deutlich geringeren Entfernung zur Uni und weil ich darauf erpicht war, das prototypische Jordanien kennenzulernen. Schließlich sind Hauptstädte oft ein Sammelbecken verschiedener Kulturen und nicht zwangsläufig repräsentativ für den Rest des Landes. Gerade in Jordanien gibt es einen nicht zu übersehenden Unterschied zwischen Amman, der gigantischen Hauptstadt mit über vier Millionen Einwohnern, die in wenigen Jahrzehnten zu dieser Größe herangewachsen ist, und der Welt außerhalb von Amman: die vielen Dörfer und Kleinstädte, deren kulturelle Tradition seit vor der Staatsgründung deutlich ungebrochener fortbesteht. Ich war interessiert daran, in erster Linie diese Welt außerhalb der Hauptstadt und damit Jordaniens herkömmliche Seite kennenzulernen.

Obwohl das Semester erst Anfang Oktober beginnen sollte, reiste ich mit drei Kommilitoninnen bereits Mitte September an. Die ersten Tage wurde ich bei deutschen Freunden beherbergt, die seit über zehn Jahren in West-Amman leben. Obwohl ich also zuerst in einer kleinen deutschen Welt ankommen durfte, wurde mir die völlig neue Umgebung außerhalb unserer vier Wände schnell bewusst: das Wetter war Ende September immer noch sehr heiß, die Natur staubig und vertrocknet, der Gebetsruf warf mich jeden Morgen um 5:00 Uhr aus dem Bett, das Klopapier durfte nicht ins Klo entsorgt werden, sondern in den Abfalleimer – das waren meine ersten Eindrücke einer neuen Normalität. Der Kontrast zwischen dem Lebensgefühl bei dieser deutschen Familie in Amman und meiner neuen Heimat in Madaba war ebenfalls enorm. Am dritten Tag nach meiner Anreise wurde ich zu meiner Gastfamilie gebracht: eine zur unteren Mittelschicht gehörige griechisch-orthodoxe Familie mit zwei jugendlichen Söhnen. Ihre kleine Mietwohnung im Stadtkern Madabas sollte für zehn Monate auch meine Heimat werden. Als ich die erste Nacht auf meiner durchgelegenen Matratze lag, wegen der Hitze und angeregten Unterhaltungen im Flur nicht schlafen konnte und auf die Glühbirne schaute, die an einem Kabel von der Decke hing, ging mir ein faszinierender Gedanke durch den Kopf: *Heute* bin ich in Jordanien angekommen.

Schon auf der Fahrt zu meinem neuen Zuhause fiel mir der optische Unterschied zwischen Amman und der Welt außerhalb der Hauptstadt auf: die Gegend wurde immer ländlicher, die freistehenden Häuser seltener, hier und da lagen ein paar einsame Autowerkstätte, Männersalons und Cafés am Straßenrand. Immer wieder passierten wir die Ladenfront eines Dorfes, wo ein paar ältere Männer auf Plastikstühlen saßen und den Verkehr beobachteten. Dann verwandelte sich die Landschaft wieder in ein Meer aus ausge-

trockneten Feldern und Schotter. Die Nähe zur nächsten Siedlung wurde immer von einem dichter werdenden Teppich aus Mülltüten angekündigt.

Madaba ist eine lebhafteste Kleinstadt, deren Straßen, Häuser und Hotels etwas von früherer Pracht erkennen lassen. Es wirkte ein wenig so, als sei seit Jahrzehnten kaum Instandhaltung betrieben worden. Alles war ein bisschen verstaubt, verrostet und heruntergewirtschaftet. Auf der Straße und vor den Geschäften sah man zu jeder Tages- und Nachtzeit hauptsächlich junge Männer, die spalierartig die Bürgersteige säumen, an den Straßenecken oder in ihren geparkten Autos sitzen. Tagsüber mischten sich ins Straßenbild auch Gruppen von Frauen in knöchellangen, verschiedenfarbigen Gewändern. Alle paar Tage zog eine asiatische oder amerikanische Touristengruppe durch den Stadtkern, um die berühmten Kirchen und Mosaiks zu besichtigen. Ansonsten waren Ausländer eher eine Seltenheit.

Madaba ist historisch gesehen ein christliches Dorf. Nachdem im 8. Jahrhundert ein Erdbeben die Stadt völlig zerstörte, verödete sie und blieb über ein Jahrtausend lang unbewohnt. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts bauten Christen die Stadt wieder auf. Im vergangenen Jahrhundert begann der Zuzug von muslimischen Arbeitern, die die Herden der Christen hüteten und sich dann ringförmig um den christlichen Stadtkern ansiedelten. Aufgrund dieser Historie wohnen die meisten Christen bis heute in der Stadtmitte und im nördlichen Viertel Hanina, in den Stadtausläufern nach wie vor fast ausschließlich Muslime. Inzwischen stellen die Christen wegen ihrer geringeren Geburtenrate und dem verbreiteten Bestreben, nach Europa oder Amerika auszuwandern, auch in ehemals christlichen Städten wie Madaba eine verschwindende Minderheit dar. Khalaf, ein 70-jähriger orthodoxer Christ, erzählte mir von seiner Jugendzeit, als man Christen und Muslime nicht am äußeren Erscheinungsbild unterscheiden konnte und sie „wie eine große Familie“ zusammengelebt hätten. Seit den Siebzigerjahren seien Jordaniens Muslime unter dem Einfluss der Muslimbrüder konservativer geworden und so die Kluft zwischen Christen und Muslimen stetig gewachsen. Diese Entwicklungen spiegeln sich auch im Straßenbild wider – Frauen ohne Kopftuch sieht man in Madaba inzwischen kaum. Das liegt zum einen am soziodemographischen Wandel, aber auch daran, dass junge nichtmuslimische Frauen in meinem Alter es vermeiden, überhaupt auf der Straße unterwegs zu sein. Grund dafür ist, so wurde mir erklärt, die verbale und sexuelle Belästigung, vor der man sich schützen will. „Man kann hier nicht rausgehen“, erklärte mir eine junge Christin, als sei es eine natürliche Gegebenheit des Lebens.

Dass ich nicht nur in meiner Eigenschaft als Ausländerin Aufsehen erregte, sondern auch durch die Tatsache, als junge Frau überhaupt unbegleitet zu Fuß unterwegs zu sein, wurde mir erst später bewusst. Dass ich die Blicke auf mich zog, merkte ich aber schnell. Es war unmöglich, das nicht zu bemerken. Ich fühlte mich überall und immer beobachtet. Alle paar Meter wurde ich angesprochen; die Kommentare reichten von "Welcome to Jordan!" und "Hello, how are you?" über "Wow, so beautiful!" und "I want to marry you!" zu weniger zitierfähigen Sprüchen, die teilweise sehr demütigend und schwerverdaulich waren. Nachdem ich mich einige Monate in Madaba eingelebt hatte, konnte ich gelegentlich den Mut aufbringen,

mich gegen Sprüche und Gebärden, die mir zu weit gingen, auf Arabisch zur Wehr zu setzen. Einmal entschuldigte sich ein junger Mann daraufhin bei mir: „Tut mir leid, tut mir leid! Ich dachte, du bist Ausländerin.“

Wenn es um meine Sicherheit ging nahm ich den Rat der einheimischen Bevölkerung zu Herzen: sobald es draußen dämmerte, beeilte ich mich, nach Hause zurückzukehren – was meine Bewegungsfreiheit gerade im Winter stark einschränkte. Die meisten Viertel außerhalb der Stadtmitte besuchte ich selten oder nie. Ich war immer langärmlig gekleidet und achtete darauf, keine Signale zu senden, die als Aufforderung meinerseits verstanden werden könnten. Da ich aber nicht nach Jordanien gekommen war, um mich nur im Haus zu verschanzen, war ich trotzdem viel unterwegs. Ich fühlte mich in der Öffentlichkeit in Madaba aber, trotz aller Bemühung, nie richtig wohl. Das lag traurigerweise zum größten Teil an den Männern. In dieser Atmosphäre konnte ich mich nicht entspannen. Ich stand immer ein wenig in Alarmbereitschaft, um es nicht zu einem Übergriff kommen zu lassen. Mehrere meiner deutschen Freundinnen erlebten – auch in Amman – sexuelle Übergriffe.

Madaba hat trotz seiner heutigen Größe immer noch starken Dorfcharakter: jeder kennt jeden und man redet gerne über einander. Die Namen der in Madaba ansässigen Stämme sind allen geläufig und die erste Frage ist immer, zu welcher Familie man gehört. Daher wurde auch ich bald bekannt: bei wem ich wohne, was ich hier mache, wo ich herkomme. Manchmal erzählte mir meine Gastmutter am Abend, wo ich während des Tages gewesen war, mit wem und was ich eingekauft hatte. All das hatte schneller die Runde gemacht als ich gucken konnte (zum Glück waren es nur Banalitäten). In der jordanischen Gesellschaft spielen Ruf und Ehre eine sehr gewichtige Rolle – besonders auf dem Dorf. Der Ruf des Einzelnen, der Familie und des Stammes kann von den Heiratsaussichten bis zum beruflichen Erfolg das ganze soziale Leben beeinflussen. So kam es beispielsweise, dass sich meine Gastmutter weigerte, mit mir zur Verlängerung meines Visums auf die Polizeistation zu gehen. Das könne sie unmöglich tun, weil sonst ganz Madaba Geschichten spinnen würde, was sie verbochen habe. „Tut mir leid, Schatz. Du musst da allein hingehen, oder mit einem Ausländer. Ich kann mich da nicht sehen lassen.“ Situationen in der Art waren keine Seltenheit.

### **Meine jordanische Familie**

Als ich bei Familie H. einzog, ahnte ich nicht, dass ich mich damit fast exklusiv für die christliche Subkultur Jordaniens entschieden hatte. Christen und Muslime haben im Privaten äußerst wenig mit einander zu tun. Mir wurde es verboten, Muslime in anderen Stadtvierteln zu besuchen, weil die Angst zu groß war, mir würde dabei etwas zustoßen. Die Kluft zwischen Christen und Muslimen ist groß, obwohl Madaba oft als Beispiel für die friedliche Koexistenz der beiden Religionen angeführt wird. Koexistenz ist wohl das richtige Wort. So hatte ich aufgrund meiner „Familienzugehörigkeit“ fast ausschließlich mit orthodoxen Christen zu tun, die offiziell etwa fünf Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ich lernte

Jordanien durch ihre Augen kennen. Ich denke meine Erfahrung wäre sehr anders gewesen, wenn ich bei Muslimen gewohnt hätte.

Trotz zahlreicher Gemeinsamkeiten aufgrund von Sprache und geteiltem Lebensraum verläuft zwischen jordanischen Christen und Muslimen eine Art Kulturgrenze. In manchen Bereichen wird diese, so scheint es mir, als Abgrenzungsversuch noch demonstrativ verstärkt: z.B. lassen Christen ihre Schuhe im Haus an, Muslime ziehen sie aus. Beide fordern den Gast zwar auf: „Lass die Schuhe an!“, wobei der christliche Gastgeber es tatsächlich meint und es als Schande gilt, im fremden Haus die Füße zu entblößen; bei Muslimen ist es umgekehrt. Als deutscher Betrachter kann man es eigentlich nur falsch machen. Ich lernete viele solcher Dinge durch Trial-and-Error und klärende Nachgespräche. Oft setzte meine Gastmutter so an: „Hör mal, Schatz, heute...“ Ich wusste dann, was kommt: die nächste Lektion in kulturell angebrachtem Benehmen. Manchmal war es demütigend, als erwachsene Frau offenbar wieder in den Kinderschuhen der Sozialisierung zu stecken. Gleichzeitig war es für mich sehr wertvoll, solche Kulturerläuterungen von einer Jordanierin in ihrer Sprache zu bekommen. All das waren mehr als kulturelle Einblicke. Ich befand mich nicht mehr in der Rolle eines ausländischen Gastes, dem einiges an Fehlverhalten zugestanden wird, sondern in der Rolle einer Tochter, die durch ihr Benehmen die Familie in Verruf bringen kann.

Sprachlich machte ich schnell und spürbar Fortschritte, weil ich den ganzen Tag förmlich in Amiyya badete. Englisch benutze ich keins, das wäre vermutlich auch nicht geglückt, weil meine Gastfamilie kein Englisch konnte. Gefühlt hing mein Überleben von einem möglichst schnellen Lernfortschritt und ständigem Nachfragen ab. Das war eine herausfordernde aber vorteilhafte Ausgangssituation, die mich enorm motivierte, mich so schnell wie möglich vorwärtszubewegen. Dennoch kostete mich das Sprechen Überwindung – ich glaube, dass die eigentliche Herausforderung beim Sprachelernen nicht die kognitive Anforderung ist, sondern die Blöße, die man sich gibt, wenn man plötzlich wieder wie ein Kleinkind klingt. Scham ist eine enorme Hürde. In den ersten Wochen fiel ich abends immer völlig erschöpft ins Bett. Mein Gehirn spulte die ganze Nacht arabische Phrasen vor sich hin – das merkte ich immer wenn ich am frühen Morgen vom Muezzin wach wurde und feststellte, dass ich die ganze Zeit irgendwelche Halbsätze vor mich hingemurmelt hatte.

Ich freute mich riesig über jeden Fortschritt, über jedes einzelne Wort, das ich im Laufe der Tage dazugewann. Willkürliche Lautfolgen erhielten auf einmal Bedeutung. Diese Fortschritte waren für mich weit mehr als nur ein sprachlicher Gewinn; es fühlte sich an wie ein sozialer Befreiungsschlag. Schritt für Schritt kam ich aus der schmerzhaften Sprachlosigkeit heraus. Ich konnte zunehmend mit meiner Umgebung interagieren und teilhaben an dem, was um mich herum passierte.

Meine wichtigste Ansprechperson und beste Freundin wurde meine Gastmutter Lamia. Sie ist es, der ich meine jetzige Sprachkompetenz zum größten Teil verdanke. Bis auf einzelne Ausdrücke konnte ich ihr eigentlich immer sehr gut folgen, weil sie es erstaunlich gut verstand, sich kindgerecht auszudrücken.

Aber nicht nur in sprachlicher Hinsicht war sie ein Schatz für mich. Lamia kümmerte sich in allen Dingen um mich wie um eine Tochter: sie nahm mich mit zu Freunden und Verwandten, telefonierte mit mir, um festzustellen, wo ich bin und dass es mir gutgeht, machte mir das Leben in Madaba verständlich. Ihr konnte ich all meine Fragen stellen, egal zu welchem Thema. Unsere Beziehung wuchs in zehn Monaten zu einem richtigen Vertrauensverhältnis, obwohl wir aus völlig verschiedenen Welten kommen und Lamia Jordanien noch nie verlassen hat. Lamia und ihr Mann sind einfache Leute, die nie studiert haben und trotz harter Arbeit gerade so über die Runden kommen. Daher können sie es sich auch nicht leisten, zu verreisen. Lamia hört man sprachlich an, dass sie aus Madaba kommt. Da mein Sprachinput hauptsächlich von ihr und Samira, unserer Nachbarin, kam, nahm ich mit der Zeit diesen Dialekt an. In Amman bekam ich öfters zu hören, dass ich „aus Madaba komme“. Viele fanden das sehr amüsant. Besonders die Leute aus Madaba freuten sich sichtlich über unsere sprachliche Verbundenheit.

Meine zweiten jordanischen Eltern waren meine Nachbarn Samira und Fadi, bei denen ich ebenfalls zahllose Stunden verbrachte. Bei ihnen war ich jederzeit willkommen, wurde oft zum Essen eingeladen und auch einmal von ihnen zu einer Hochzeit mitgenommen. In Samira fand ich meine größte Ermutigerin – sie war von der ersten Begegnung an von meinem Arabisch und meiner Bereitschaft, bei Jordaniern zu wohnen, über die Maßen begeistert. Das tat mir gut, weil ich im Alltag vor allem spürte, wo es an meinem Arabisch noch fehlte. Mit Samira und ihrem Mann diskutierte ich oft über Politik und Weltgeschehen oder beantwortete ihre Fragen zum Leben in Europa. Im letzten halben Jahr gab mir Samira mehrmals die Woche Arabischunterricht nach der GPA-Methode (Growing Participant Approach). Diese Methode orientiert sich am kindlichen Erstspracherwerb. Das bedeutet, Sprache nicht übers Schriftbild, sondern übers Ohr zu lernen, ganz ohne Erklärung von Grammatik und ohne bewusstes Auswendiglernen. Stattdessen arbeitet man mit Sprachaufnahmen. Samira machte mir über verschiedene kulturelle und persönliche Themen jeweils etwa fünfminütige Sprachaufnahmen. Themen waren z.B. ihre Kindheit, der Ehrbegriff unter Arabern, Polygamie, Familienzusammenhalt oder die Osterfeier bei jordanischen Christen. Als zweiten Schritt lauschten wir der Aufnahme zusammen und hielten sie bei jedem mir fremden oder unverständlichen Begriff an. Samira erklärte mir den Ausdruck dann anhand eines Beispiels oder einer Definition, danach machten wir aus diesen Erklärungen wieder eine Aufnahme. Die Sprachaufnahmen hörte ich mir in meiner Freizeit (z.B. im Bus auf dem Weg zur Uni) immer wieder an, bis mir die neuen Begriffe vertraut waren. So schulte ich mein Hörverstehen noch gezielter und konnte unzählige Ausdrücke, die vorher täglich an mir vorbeigerauscht waren, auf einmal verstehen. Außerdem lernte ich Samira durch diese stundenlangen Gespräche tiefer kennen und gewann in ihr eine Freundin.

## **Alltag und Uni**

Mein Alltag in Jordanien bestand aus mehreren Elementen: den Vormittag verbrachte ich an der Uni, danach gab es zuhause Mittagessen, anschließend eine Tasse Tee mit Lamia. Nachmittags machte ich meis-



tens etwas für die Uni, trieb Sport, besuchte Samira oder kaufte ein. Oft ging ich auch spazieren, um meine Umgebung besser kennenzulernen, und ab und zu besichtigte ich die Kirchen und Sehenswürdigkeiten in Madaba. Meiner Meinung nach ist das Sehenswürdigste in Madaba der Ausblick vom Glockenturm der St. John Kirche. Für einen Dinar kann man die Kirche mit ihren unterirdischen Gewölben besichtigen und auf den Turm steigen, von wo man einen atemberaubenden Blick über ganz Madaba hat. Außerdem gibt es in der Stadtmitte ein paar schöne Restaurants und Cafés, z.B. *Ayola*, das berühmte Touristencafé, wo immer ein paar Ausländer aufzuspüren sind, oder *Talat ad-Deir*, wo es den besten Fattusch gibt. Vieles gibt es in Madaba, touristisch gesehen, nicht zu tun. Der wahre Erlebnischarakter lag für mich auch nicht in diesen Dingen, sondern in dem Beziehungsnetzwerk, in das ich aufgenommen wurde.

Ich entschied mich, auch im zweiten Semester an der GJU zu bleiben, in erster Linie weil ich bei meiner Gastfamilie bleiben wollte und die Uni nicht weit von Madaba liegt. Daher schrieb ich mich nach Abschluss des ersten Semesters nochmal für drei Kurse ein, in denen außer mir nur jordanische Studenten saßen. All meine deutschen Kommilitonen waren zum zweiten Semester entweder zurück nach Deutschland gereist oder nach Amman gezogen. Ab dem Frühjahr hatte ich im Alltag also noch weniger mit Deutschen zu tun; ich war gefühlt als einzige Ausländerin in Madaba und an der GJU übriggeblieben. Eigentlich störte mich das nicht, es war eine besondere Erfahrung, mit Jordaniern zusammen zu studieren, ihre Lernmethodik, Studieninhalte und Umgang miteinander kennenzulernen. Die Unterrichtssprache war offiziell Englisch oder Deutsch, inoffiziell (gerade wenn wichtige Dinge schnell erklärt werden sollten) wechselten die Dozenten und Studenten aber oft ins Arabische. Im zweiten Semester konnte ich einige Freundschaften mit jordanischen Studenten schließen. Das freute mich sehr, weil ich außerhalb der Uni eigentlich kaum etwas mit Frauen in meinem Alter zu tun hatte und aufgrund meiner Gastfamilie auch wenig mit Muslimen. Im mehrsprachigen Unikontext war es eine größere Herausforderung, auf Arabisch als Verständigungssprache zu bestehen – vor allem weil viele Studenten sehr gute Englisch- oder auch Deutschkenntnisse besaßen. Mit einer Freundin, Rayanna, hatte ich am Ende eine dreisprachige Beziehung, in der wir willkürlich zwischen Arabisch und Englisch und manchmal Deutsch hin und herwechselten.

Im zweiten Semester durfte ich die normalen Kurse und Abläufe an der GJU kennenlernen und muss gestehen, dass ich die Arbeitseinstellung der meisten Studenten und einiger Dozenten ziemlich ernüchternd fand. Im Grunde wurde nur ein absolutes Minimum an Motivation und eigenständigem Lernen erwartet, wobei uns die Inhalte während der Vorlesung mundgerecht serviert wurden – meist mit der Anmerkung, welche Zeilen des Textes wir unterstreichen und für die Prüfung lernen sollten. Wenn ein Quiz angesetzt wurde, um während des Semesters einen Leistungscheck zu machen, wurde dieses mehrfach nach hinten verschoben, weil noch niemand dafür gelernt hatte. Die Lehrbücher und -inhalte waren an sich anspruchsvoll und interessant, ich wäre im Stoff gerne weitergekommen. Leider ließen sich die Dozenten aber oft ablenken oder erschienen erst gar nicht, daher war das Lerntempo für deutsche Verhältnisse überhaupt

nicht Uni-gerecht. Dass ich in meiner Freizeit nicht übermäßig viel arbeiten musste, um im Unterricht mitzuhalten, stellte mich aber letztlich frei, weiter intensiv Amiyya zu lernen. Durch mein persönliches Sprach- und Kulturstudium außerhalb der Uni war ich ohnehin mehr als ausgelastet.

Aus dem zweiten Semester nehme ich vor allem mit, mal an einer arabischen Uni studiert zu haben – das war auf jeden Fall ein wichtiger Teil meiner Kulturerfahrung. Ich fand es außerdem sehr angenehm, dass man auf dem Campus überhaupt nicht belästigt wurde. Der Umgang zwischen Männern und Frauen ist an der GJU sehr natürlich und es tat mit gut, für ein paar Stunden am Tag aus Madaba rauszukommen und mit jordanischen Männern auch positive Erfahrungen zu machen.

### **Schmerzhaftes**

Obwohl ich einerseits nicht oft genug betonen kann, wie dankbar ich bin für die Erfahrung, ein Jahr lang in Jordanien gelebt und dabei sprachlich und persönlich so viel profitiert zu haben, waren die zehn Monate auch von Schwierigkeiten geprägt, an denen ich immer noch zu knabbern habe. Dazu zählt die Belästigung auf der Straße, die sich zwar im Rahmen dieses Berichts in ein paar Sätzen erwähnen und abhandeln lässt, in der Realität aber den Hauptgrund darstellt, weswegen ich mir absolut nicht vorstellen kann, langfristig in Jordanien zu leben. Es ist schwer zu beschreiben, was es bei mir ausgelöst hat, diese herabwürdigende Aufmerksamkeit als tägliche, unabwendbare Normalität hinzunehmen und die Schuld nicht selten bei mir selbst zu suchen (Bin ich richtig angezogen? Habe ich mich zu schön gemacht? Sollte ich vielleicht doch nicht allein unterwegs sein?). Es schockiert mich, dass dieses Verständnis von Männlichkeit derart ungestraft ausgelebt und fortgesetzt wird und heute in weiten Teilen der arabischen Welt die Norm darstellt – obgleich es durchaus als Problem angesehen und nicht selten beklagt wird. In diesem Licht sehe ich auch die vermehrten Vorfälle von verbaler und sexueller Gewalt gegen Frauen in Deutschland durch Männer aus diesem Kulturkreis. Im Grunde erstaunen mich solche Vorfälle mit Blick auf das, was in den jeweiligen Herkunftsländern alltäglich und geduldet ist, nicht. Aber ich bin darüber zutiefst bekümmert.

Darüber hinaus stellen noch andere Aspekte der jordanischen Kultur für mich einen schmerzhaften Missstand dar, den ich vor dem Hintergrund meiner eigenen Werte bestenfalls tolerieren (ertragen), niemals aber gutheißen könnte. So verzeichnet Amman beispielsweise eine jährlich steigende Anzahl von Ehrenmorden, die einen tragischen und brutalen Auswuchs der Ehr- und Schamkultur darstellen. Das Fatalste daran ist, dass Ehrenmorde in weiten Teilen der jordanischen Gesellschaft – unter Muslimen wie unter orthodoxen Christen – nicht nur toleriert, sondern als Abschreckungsmaßnahme und zur Wiederherstellung der Familienehre gutgeheißen werden. Einige meiner jordanischen Freunde erklärten mir, warum unter bestimmten Umständen kein Weg an einer solchen Maßnahme vorbeigehe.

Es war für mich sehr eindrücklich, als Studentin der Islamwissenschaft in einem islamisch geprägten Land den Einfluss der Religion auf Politik, Justiz und Gesellschaft zu erleben. Wie erwähnt bewegte ich

mich in Bezug auf meine engsten Beziehungen überwiegend in der christlichen Subkultur Jordaniens und bekam dadurch v. a. Einblicke in die Lebensrealität einer religiösen Minderheit innerhalb einer islamischen Gesellschaft. Einerseits wird im öffentlichen Diskurs Jordaniens religiöse Vielfalt, der Schutz der christlichen Minderheit sowie das friedliche Zusammenleben verschiedener Glaubensvorstellungen hoch gelobt. Auf der anderen Seite steht eine wie ich finde weniger blumige Realität: die arabische Christenheit stellt eine im Nahen Osten verschwindende Minderheit dar; viele haben aus Angst vor Verfolgung und Repressalien ihre Länder verlassen, oder versuchen es. Mit wem man sich auch unterhält, die jordanischen Christen scheinen sich einig zu sein in ihrer Distanzierung und Verbitterung gegenüber der muslimischen Mehrheit. Fast überall spürt man eine mehr oder weniger tiefsitzende Ablehnung, die hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen wird.

In Jordanien ist der Islam die offizielle und damit privilegierte Religion; dieser Staatsräson muss sich die christliche Minderheit in vielerlei Hinsicht beugen – z.B. beginnt jedes Schulbuch mit einem Koranvers, fünf mal täglich ertönt unüberhörbar laut das islamische Glaubensbekenntnis und Nichtmuslime dürfen im Ramadan in der Öffentlichkeit weder essen noch trinken. Den Christen ist es nicht möglich, sich politisch zur Wehr zu setzen, um etwa gleiche Rechte einzufordern, da das Islamische Recht gar nicht vorsieht, Anhänger anderer Religionen mit Muslimen gleichzustellen. Die Christen sehen sich gesellschaftlich, politisch und rechtlich im Hintertreffen, obgleich sie offiziell geduldet werden. Die Duldung ihrer Existenz, die nicht selten als Ausdruck der islamischen Toleranz gelobt wird, ist wie ich denke die Minimalvoraussetzung für den gesellschaftlichen Frieden. Eine Resignation über den Status Quo ist unter den Christen weit verbreitet, sodass sich die wenigsten wirklich über ihre Lage echauffieren. Stattdessen wird die Beziehung zur Mehrheitsgesellschaft mit einem traurigen Lächeln und Schulterzucken als „wir hassen sie eben“ festgestellt. Primär setzt man sich mit Abschottung zur Wehr und bringt den Frust über die Ungerechtigkeit gelegentlich über einer Tasse Kaffee zum Ausdruck. Das ist die Welt, die ich mitbekommen habe. Dennoch sollte erwähnt werden, dass es in dieser Hinsicht einen deutlichen Unterschied gibt zwischen Jordaniens orthodoxen Christen und evangelikalen Christen. Während die Anhänger der Orthodoxie überwiegend ablehnend gegenüber der Mehrheitsgesellschaft sind, so herrscht in den übrigen Kirchen ein spürbar anderer Ton und die Verpflichtung, selbst die eigenen Feinde zu lieben, steht im Vordergrund.

Obwohl auch vieles, was ich unter jordanischen Christen miterlebt habe, kritisiert gehört und den Label „christlich“ in meinen Augen nicht verdient, so ist der Umgang der Mehrheitsgesellschaft mit andersdenkenden Minderheiten für das politische und gesellschaftliche Klima besonders prägend. Der Umgang einer Gesellschaft mit ihren Minderheiten gilt als Prüfstein für die Demokratiefähigkeit eines Landes. In dieser Hinsicht hat Jordanien einen weiten Weg vor sich, vorausgesetzt die Entwicklung verläuft überhaupt in diese Richtung.

## Auslandsvorbereitung

Zuletzt möchte ich noch auf die Auslandsvorbereitung durch die Uni Marburg eingehen. Sehr hilfreich und relevant fand ich den Amiyya-Kurs, der im letzten Semester vor unserer Ausreise angeboten wurde. Als ich in Jordanien Orientwissenschaftler aus anderen deutschen Städten kennenlernte, konnte ich zum ersten Mal vergleichen, wo die verschiedenen Unis didaktisch ihre Schwerpunkte setzen. Mein Eindruck war, dass die anderen Institute größeren Wert auf Wortschatz- und Grammatikkenntnisse legen, wogegen das CNMS besonders die mündliche Anwendung des Arabischen in den Vordergrund stellt. Keine der anderen Unis hatte ihren Auslandsreisenden einen Dialektkurs angeboten; manche Studenten sahen sich dadurch erstmalig in der Situation, überhaupt Arabisch sprechen zu müssen. Ich war sehr dankbar für diese praktische Vorbereitung. Obwohl ich mittlerweile kein Fan mehr davon bin, im Unterricht Fusha zu sprechen, bin ich dennoch froh, dass wir in Marburg – etwas unkonventionellerweise – darum bemüht waren, unser Arabisch auch mündlich anzuwenden. Auf jeden Fall erleichterte mir das den Absprung in den Dialekt.

Und zuletzt noch ein paar Gedanken zu dem Interkulturellen Training, das wir im Vorfeld erhielten: Grundsätzlich finde ich es sehr gut, ein Training anzubieten, in dem die Studenten die Möglichkeit haben, sich nochmal intensiv mit den eigenen Vorstellungen, Erwartungen und Werten auseinanderzusetzen. Allerdings finde ich dafür die Bezeichnung *Interkulturelles Training* unpassend. Gerade in Hinblick auf das, was ich in Jordanien erlebt habe und mit welchen Umständen ich konfrontiert wurde, muss ich sagen, dass mich das Training nur minimal auf die Lebensrealität im Nahen Osten vorbereitet hat. Zum einen fehlten mir Informationen zur arabischen Kultur – Kulturstandards wurden im Training überhaupt nicht thematisiert. Außerdem war manches sogar hinderlich: das Training vermittelte mir insgesamt das Gefühl, jegliches negative Erleben der Gastkultur könne nur auf meine eigene Engstirnigkeit und unbearbeitete Vorurteile zurückzuführen sein.

Während des Trainings wurde, so weit ich mich erinnern kann, keine einzige Aussage zur arabisch-islamischen Kultur gemacht – vermutlich im Sinne der Verpflichtung, Verallgemeinerungen über andere zu vermeiden. All das ist, so weltoffen es klingen mag, eine kurzsichtige Herangehensweise, die übersieht, dass man sich durch das Treffen gar keiner Aussage genau so schuldig macht, undifferenziert zu sein. Dieser Ansatz verbietet es letztlich, das, was wir erleben werden, für uns zu bewerten und damit in unser bestehendes Weltbild einzuordnen. Selbstverständlich ist es wichtig, sich respektvoll und wertschätzend auf Menschen anderer Kulturen einzulassen und sich in der Rolle des Gastes und des Lernenden zu sehen. Das erfordert eine große Portion Demut. Gleichzeitig bewegen wir uns aber nie in einem wertneutralen Niemandsland; kulturelle und religiöse Bräuche kritisch zu reflektieren ist zwingend notwendig, wenn Begriffe wie *Menschenrechte*, *menschenwürdig* oder *gerecht* noch Bedeutung haben sollen. Ich empfand den Tenor des Trainings dagegen ungefähr so: kulturelle Unterschiede zwischen Menschen sind – wenn überhaupt vorhanden – irrelevant und minimal, es gibt kein *richtig* oder *falsch*, sondern nur *anders*, kultu-

relle Phänomene stehen gleichberechtigt nebeneinanderstehen und sollten nicht bewertet werden, die Bewertung des anderen ist lediglich ein Ausdruck von Intoleranz. Folgerichtig müssten wir laut aufschreien wenn internationale Hilfsorganisationen in Somalia und Ägypten gegen Mädchenbeschneidung kämpfen oder sich im Jemen dafür einsetzen, das Mädchenheiratsalter heraufzusetzen. Müssen weibliche Genitalverstümmelung und Kinderheirat als kulturelle Phänomene eines anderen Wertesystems geachtet und geschützt werden? Damit würde Toleranz fälschlicherweise zu Ignoranz und jede Intervention aufgrund von ethischer Überzeugung muss als eurozentristischer Kulturchauvinismus abgelehnt werden. Ich halte das für sehr gefährlich, denn es führt zu einer Ethik der Beliebigkeit, wohinter sich keine interkulturelle Kompetenz verbirgt. Was Kultur brisant und relevant macht sind in erster Linie nicht Äußerlichkeiten wie die Form des Brotes oder die Bauart der Dächer, sondern zugrundeliegende Annahmen und Wertvorstellungen, die durchaus miteinander kollidieren.

Mir ist bewusst, dass die Reflexion und Bewertung von Kulturen ein heißes Eisen ist, das zurzeit niemand gerne anpackt. Leider gelingt es nur wenigen, in diesem Bereich einen kritischen, wissenschaftlichen und konstruktiven Diskurs zu führen – ohne dabei in Selbst- oder Fremdverachtung oder falsche Apologetik abzurutschen. Dennoch würde ich mir wünschen, dass man sich sowohl in einem Interkulturellen Training als auch in der Orient- und Islamwissenschaft allgemein um eine ehrliche Auseinandersetzung in diesem Bereich bemüht, und man es auch nicht scheut, Unvereinbarkeit von Wertestandards ehrlich zu thematisieren.

Ich möchte mich an dieser Stelle beim CNMS und bei allen Verantwortlichen bedanken für die Möglichkeit, ein Jahr meines Bachelors im arabischen Ausland zu verbringen. Ich habe in den vergangenen Monaten mehr gelernt und bin weit über das hinausgewachsen, was ich vorher war und wusste, als ich in einem kurzen Bericht niederlegen kann. Ich hoffe, dass ich etwas Einblick geben konnte in das, was mich in Jordanien beschäftigt hat, und ich auch dazu beitragen konnte, dass die nächste Generation von Auslandsreisenden besser auf ihre Erfahrung im Nahen Osten vorbereitet wird.